Stefanie Duttweiler

Wer gegen wen? Eine Analyse von Klassifikationsprozessen im Sport.

Müller, Marion/Steuerwald, Christian (Hrsg.) (2017): „Gender", „Race" und „Disability" im Sport. Von Muhammad Ali über Oscar Pistorius bis Caster Semenya. Bielefeld: transcript (€29,99, 286 S.).

Sport ist ein merkwürdig paradoxes Phänomen: In ihm kristallisiert das meritokratische Grundverständnis moderner Gesellschaften, das heisst die Orientierung an und ausschließliche Belohnung von Leistung. Doch so eindeutig die Maxime, so schwierig ihre Umsetzung. Denn „funktionierender Leistungssport beruht auf der Vergleichbarkeit der Ausgangsposition" (226) – und die ist schwer zu ermitteln. Es stellt sich die Frage: Wie kann man die Leistung von verschiedenen Individuen vergleichen, wenn alle unterschiedliche Voraussetzungen haben? Gehören Männer und Frauen, ‚Behinderte' und ‚Nicht-Behinderte', Weiße und Schwarze zu jeweils anderen Personenkategorien und sind daher prinzipiell unvergleichbar? Die historisch verschiedenen Antworten, die auf diese Fragen gegeben werden, strukturieren die Organisation des Sports: den Zugang zum Wettbewerb, das Regelwerk und die Weisen der Bewertung. Doch wie das vorliegende Buch eindrücklich aufzeigt, beziehen sich die Antworten auf die Frage, wer legitimer Weise gegen wen in einem sportlichen Wettkampf antreten darf, gerade nicht ausschließlich auf Leistung, sondern auf körperbezogene Klassifikationen wie *gender*, *race* und *disability*. Diese sichtbaren, vermeintlich naturgebundenen und unverfügbaren Klassifikationen orientieren sich an Kategorisierungen, die auch in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen als Strukturkategorien fungieren. Damit kommen leistungsfremde Merkmale ins (Sport-)Spiel. Der moderne Sport ist – entgegen seinem Anspruch – mithin auch ein Beispiel für das uneingelöste Versprechen der Gleichbehandlung in der modernen Gesellschaft.

Diese Gleichzeitigkeit – die Ausrichtung an Leistung und zugleich an davon unabhängigen Personenkategorien – ist eine Herausforderung für die Analyse der Moderne und macht den Sport zu einem gewinnbringenden Untersuchungsgegenstand. Besonders interessant für die soziologische Forschung ist er aber nicht zuletzt, da hier die Unterstellung, die Kategorien seien prinzipiell unvergleichbar, irritiert und objektiv messbar unterlaufen wird. So wurde Tiger Woods im Jahr 1994 zum besten Golfer seiner Generation erklärt – im selben Jahr, in dem der ehemalige weiße Golf-Profi Jack Nicklaus einem Zeitungsinterview zufolge davon ausging, „dass Afro-AmerikanerInnen aufgrund ihrer Muskelstruktur nicht in der Lage seien, beim Golf auf höchstem Niveau erfolgreich mitzuspielen" (204). Manche ‚Behinderte' wie der beidseitig beinamputierte Oscar Pistorius liefen mit Prothesen zum Teil schnellere Zeiten als Menschen ohne Prothesen und Frauen wie Ye Shiwen schwammen schneller als Männer (Olympische Spiele 2012). Eine Diskriminierung, im doppelten Wortsinn von

© 2019 Verlag Barbara Budrich. https://doi.org/10.3224/fzg.v25i1.07

source: https://doi.org/10.24451/arbor.9243 | downloaded: 17.4.2024

Unterscheidung und Schlechterstellung, erscheint somit mehr als fragwürdig – und ist dennoch alltäglich.

Das vorliegende Buch geht weniger auf die strukturellen und situativen Diskriminierungen im Sinne von Ausschluss und Diffamierung ein, sondern widmet sich vor allem den Konstruktionsprozessen der Unterscheidungen und zeigt, wie diese Kategorisierungen hergestellt, verhandelt und modifiziert werden. Diese Perspektive erlaubt, *gender*, *race* und *disability* „als prinzipiell kontingente kulturelle Differenzierungen von Menschen" zu erkennen. Insbesondere die Beispiele zur Aufrechterhaltung der Differenz zwischen Männern und Frauen (Karolin Heckemeyer) sowie zwischen ‚Behinderten' und ‚Nicht-Behinderten' (Marion Müller) zeigen, wie aufwändig es ist, die Differenz festzustellen, aufrechtzuerhalten und so die Unvergleichbarkeit zu behaupten.

Die Fokussierung auf die Prozesse der Kategorisierung wird jedoch im Vorwort, das u.a. die Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Kategorien herausarbeitet, deutlich konsequenter verfolgt als in den meisten Einzelbeiträgen. Auch der Anspruch, am Fall des Sports zudem Fragen nach dem Zusammenhang der verschiedenen kategorialen Zugehörigkeiten zu beantworten, wird weder im Vorwort noch in den Artikeln überzeugend eingelöst. Die generelle Schwierigkeit, die intersektionale Perspektive nicht nur zu postulieren, sondern auch konsequent einzunehmen, zeigt sich auch hier. So sind die Kapitel des Buches anhand der einzelnen Ungleichheitsdimensionen aufgeteilt.

Den Anfang machen drei Artikel, die auf *gender* fokussieren. Im Zentrum des Beitrags von **Karolin Heckemeyer** steht die Frage nach der Legitimierung und Zuordnung zur Leistungsklasse Geschlecht. Dabei kann sie zeigen, dass sich zwar die Weisen der Zuordnung (d.h. die ‚Geschlechtstests') ändern und aktuell zumindest theoretisch eine geschlechtliche Vielfalt akzeptiert wird. Doch das Ermitteln des Testosteronwertes, der über den Zugang zur Leistungsklasse der Frauen entscheidet, etabliert „eine – erneut arbiträre – Grenze zwischen den Geschlechterkategorien" (39), die auf das ‚Körperinnere' der Einzelnen statt auf ihre Selbstbeschreibung rekurriert. Um den Fallen der diskriminierenden Geschlechterdifferenzierung zu entgehen, schlägt Heckemeyer daher andere Leistungsklasseneinteilungen vor, die z.B. auf Gewicht oder Grösse fokussieren. Der darauffolgende Beitrag von **Stefan Wiederkehr** arbeitet am Diskurs um die sogenannte ‚Vermännlichung' osteuropäischer Athletinnen nicht nur die unterschiedlichen Vorstellungen von Weiblichkeit im real existierenden Kommunismus heraus, sondern auch, wie diese Vorstellungen von Weiblichkeit und die realen Leistungen von Frauen in die Dynamik des Kalten Kriegs hineingezogen wurden. Hier wäre es interessant gewesen, an das kulturelle Muster anzuschliessen, der weibliche Körper fungiere als Repräsentation der Nation (wie etwa bei Yuval-Davis 1997). Die Auseinandersetzung mit ‚Vermännlichung' strukturiert auch das Feld des Bodybuildings, wie man **Antje Dresens** und **Mischa Kläbers** Beitrag zu Bodybuilding und Geschlecht entnehmen kann. Leider wird jedoch die Beobachtung, dass im Bodybuilding – unabhängig, ob er als Sport, als Kunst oder als Religionsersatz fungiert – Machbarkeitsphantasien auslebbar werden, nicht konsequent auf die Kategorie *gender* bezogen – obwohl

Forschungen zeigen, dass die Orientierung an Muskeln für Frauen auch emanzipativ wirken kann.[1]

Den Abschnitt zum Thema *race* eröffnet der Aufsatz von **Patrick B. Miller**, der sich mit rassistischen Reaktionen auf die – Weiße in höchstem Maße irritierenden – Leistungen Schwarzer AthletInnen auseinandersetzt. Miller legt darin eine überzeugende Analyse des Diskurses vor, die einmal mehr belegt, dass Rassismus u.a. davon lebt, Menschen als ungleich zu klassifizieren und die Differenz bewusst zu inszenieren – sei sie biologistisch oder kulturalistisch begründet. Deutlich intersektionaler ist der Blick von **Christian Steuerwald** auf die Geschichte des Boxsports. Sie erweist sich als instruktives Beispiel für die Relevanzverschiebung von Differenzkategorien in Abhängigkeit von ihrer gesellschaftlichen Wertigkeit – die Schichtzugehörigkeit war zunächst entscheidender als die Zuordnung zu Kategorien von *gender* oder *race* – und dem Grad der Institutionalisierung des Sports. So wurden weibliche Boxerinnen durch zunehmende Institutionalisierung zunächst aus dem organisierten Sport und den daran angeschlossenen Regularien, Ranglisten und Titelkämpfen systematisch ausgeschlossen, während Schwarzen Boxern die Teilnahme möglich war. Eine spannende Lektüre bietet der Artikel des Literaturwissenschaftlers **Jan Philipp Reemtsma** (Erstveröffentlichung 2013), der die implizite Mythologie der fünf Rocky-Filme analysiert, die sich an verschiedenen amerikanischen Traumata abarbeiten: ein Schwarzer als Box-Weltmeister, die anfängliche technische Überlegenheit der UdSSR in der Raumfahrt sowie die Rassentrennung. Indem Rocky zunächst gegen Apollo Creed (den Wiedergänger[2] Muhammad Alis) gewinnt und sich ihm dann anverwandelt, vereinigt und versöhnt er die „gute" Schwarze und die „gute" Weiße Unterschicht Amerikas und verbindet Männlichkeit und Politik: Rocky ist nicht nur Boxer, sondern immer auch Innen- und Außenpolitiker. Auch wenn der Artikel die Prozesse der Kategorisierungen nicht direkt adressiert, ist der Beitrag eine gelungene Ergänzung des Buches, werden so doch die medialen Hervorbringungen des Differenzdiskurses beispielhaft anschaulich gemacht. Den Abschluss dieses Blocks bildet der Artikel von **Kevin Hylton** – auch das ein (übersetzter) Wiederabdruck. Er überzeugt vor allem durch seine dezidiert politische Perspektive, der die rassistischen Hintergrundannahmen im Sport und die sozialen Grenzziehungen durch Kategorisierung kritisiert. Ausgehend von den Fragen, „ob wir ‚Rasse' wirklich so ausblenden können, wie wir es am liebsten tun würden? […] Aber wenn wir das tun, ist es dann überhaupt noch möglich, rassistische Machtbeziehungen, die rassistische Strukturen aufweisen und auf reduktionistischem ‚Rassen'-Denken basieren, wirksam zu verändern?" (209) stellt er die Prämissen der Critical Race Theory vor, die darum bemüht ist, die vermeintliche ‚Rassen-Neutralität' in Politik und Praxis anzuprangern. Dabei stellt sie (1.) ‚Rasse' und Rassismus ins Zentrum des Interesses, geht sie (2.) gegen die herkömmlichen Herangehensweisen und der Behauptung angeblicher ‚Farbenblindheit' vor, orientiert sich (3.) an sozialer Gerechtigkeit, möchte (4.) den marginalisierten Stimmen Gehör verschaffen und arbeitet (5.) transdisziplinär. Dies auf den Sport zu übertragen, ist mehr als notwendig, denn Ethnizität ist – wie Hylton betont – ein situations-

abhängiges Merkmal (207) – und der Sport schafft besondere Situationen. Ob Sport allerdings tatsächlich als Schlüsselelement der Unterwerfung Schwarzer Menschen betrachtet werden muss (210), kann man bezweifeln.

Der dritte Block des Buches widmet sich der Kategorie *disability*. Zunächst zeichnet der Sporthistoriker **Bernd Wedemeyer-Kolwe** die historische Entwicklung des sogenannten ‚Behindertensports' sowie die Problematisierung der ‚Inklusion' im Sport nach. Interessant ist dabei neben der Instrumentalisierung des Sports zur Rehabilitation von (Kriegs-)Versehrten nach den Weltkriegen respektive zur Erhaltung der Arbeits- und Bildungsfähigkeit im Nationalsozialismus auch die Fülle an Beispielen, in denen es zu sportlichen Begegnungen zwischen Menschen mit und ohne Behinderung kam sowie die Schlussfolgerung des Autors: „Die Mangelsituation befördert […] die ‚Inklusion von unten'. Es ist die Frage, was diese historische Bilanz für die gegenwärtige Situation bedeuten mag bzw. ob sie von Bedeutung sein könnte" (238). Dass und wie sich Behinderung als Personenkategorie, die Menschen mit heterogenen Beeinträchtigungen unter einen Begriff subsumiert, erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts vollständig etablierte, zeigt der Beitrag von **Marion Müller** in Anlehnung an die wegweisenden Arbeiten Ian Hackings. Den Beginn einer gemeinsamen Kategorie macht sie in der reichsweiten ‚Krüppelzählung' von 1906 aus und belegt somit die Beteiligung der amtlichen Statistik an der Kategorisierung, die dann auch Menschen hervorbringt, die sich entlang der neu etablierten Kategorien verändern und eine diesbezügliche spezifische Identität herausbilden und für sich reklamieren. Ihre Analyse der Fälle von HochleistungssportlerInnen mit Prothesen rekapituliert en detail den großen Aufwand, der betrieben wird, um die Kategorien zwischen ‚Behinderung' und ‚Nicht-Behinderung' aufrecht zu erhalten.

Die vereinzelt geäußerte Vermutung, es ginge in der Kategorisierung von Menschen auch und gerade im Sport um die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung, können die aufgeführten Beispiele gut belegen. Man hätte dem Buch jedoch noch einen zusammenfassenden, analytisch-abstrahierenden Schluss gewünscht, der – neben der Thematisierung der intersektionalen Verschränkung der Kategorien – auch die verschiedenen Weisen der Erkenntnisproduktion (von Wissenschaften wie Anthropologie, Biologie, Medizin und Biomechanik über Sportberichterstattung bis hin zu Filmen) dezidiert herausarbeitet, durch die Kategorien etabliert, irritiert und verschoben werden. Auch wäre es interessant, an einzelne Befunde wie beispielsweise die Wirkungen von Institutionalisierungen und bestimmter historischer Mangelsituationen oder die Funktionalisierungen des Sports anzuschließen und zu überlegen, welche politischen, sozialen und wirtschaftlichen Kontextfaktoren die Kategorienbildung bzw. -irritation beeinflussen.

Anmerkungen

1 Vgl. bspw. Wirtz, Mica (2008): Vermännlichung durch Krafttraining? Muskeln, Weiblichkeit und Heteronormativität im Frauenbodybuilding. In: Mieszkowski, S./Vogt-William, C. (Hrsg.): Disturbing Bodies. Berlin: Trafo, S. 189-212.
2 Als Wiedergänger*in wird ein*e Verstorbene*r bezeichnet, der*die als körperliche Erscheinung in die Welt der Lebenden zurückkehrt.